

der sich Sorgen machte, der einen ernst nahm. Gleichzeitig bewahrte sie die Ruhe, war sicher im Auftreten – sie machte einen auch wieder gesund. Vertrieb die bösen Sorgen. Doktor Amelie Berendsen, das sprach und las sich doch wie aus einem Guss. Beim Heiligen Hippokrates!

»Ja«, murmelte ich. »Verstehe.«

Sie schwieg und starrte auf meine Hände.

»Ach das«, sagte ich. »Der ist nicht geladen, keine Angst.« Während ich über sie und ihren Beruf philosophiert hatte, hatten sich meine Finger selbstständig gemacht und mit einem Revolver herumgespielt, der auf dem Schreibtisch vor sich hin dämmerte. Zu Ausstellungszwecken natürlich. Total eingestaubt natürlich. »Hab ich mal einem Zuhälter ... lange her. Wo waren wir?«

»Makeda wartet auf ihren Asylbescheid. Sie würde auf keinen Fall etwas Riskantes oder Verbotenes unternehmen. Sie fährt nicht mal nach Mannheim, ohne uns Bescheid zu sagen. Deshalb machen wir uns ja solche Sorgen.«

»Haben Sie eine konkrete Befürchtung, was passiert sein könnte?«

»Nein.«

»Was für Nachrichten hat sie Ihnen geschickt?«

»Nur allgemeines Zeug. Mir geht's gut, alles in Ordnung, bin bei Freunden ... solche Sachen. Dabei hat sie kaum Freunde. Und übernachtet hat sie bei denen auch noch nicht.«

»Wie alt ist sie?«

»19. Wahrscheinlich.«

»Wahrscheinlich?«

Ein kleines Zucken in ihren Mundwinkeln. »Wo sie herkommt, sind exakte Altersangaben nicht so wichtig.«

Ich ließ das Gesagte eine Weile auf mich wirken, dann stand ich auf, um das Fenster zu schließen. Wir hatten schließlich Herbst, und irgendwann war es auch gut mit der Lüf-

terei. Außerdem brauchte ich Zeit, um mir die nächste Frage zurechtzulegen. Ich stand also am geschlossenen Fenster, schaute in den Hof und überlegte.

Hinter mir erklang ein Seufzer. »Wir hoffen wirklich sehr, dass ihr nichts zugestoßen ist.«

Ich fuhr auf dem Absatz herum. »Apropos zugestoßen«, sagte ich. »Vorhin am Telefon erwähnten Sie einen Namen. Den Namen eines Mannes, den ich kannte. Flüchtig kannte. Bei einem meiner Uraltfälle hat er eine Art Rolle gespielt.«

Sie sah mich fragend an. Ich ging zum Regal, pustete den Staub von einigen Büchern und zog eines davon heraus. Vorne drin war eine Widmung: »Für Max, den alten Revoluzzer.« Die Widmung hatte ich zig Mal gelesen, das Buch nie. Ich legte es so auf den Schreibtisch, dass mein Besuch den Namen des Autors erkennen konnte.

»Robert Usedom«, nickte Amelie Berendsen. »Schrecklich. Der arme Kerl.«

2

»Bah!«, machte Kommissar Sorgwitz. Erstaunlich, was man mit einer einzigen Silbe alles ausdrücken kann: Überraschung, Abwehr, Widerwillen, Abscheu, Protest. Andere brauchten für so was halbe Romane, dem Kommissar genügten drei

Buchstaben. Zur Verdeutlichung riss er seine Augen auf, so weit es ging, aber das war nicht sehr weit, weil sie so klein und kugelig waren. Die Augen eines Kampfhunds! Im nächsten Moment kniff er sie schon wieder zusammen, Modell stehender Blick, und fixierte mich drohend. »Sie ...! Woher? Was wollen Sie? Wer hat Sie gerufen?«

»Danke, gut«, sagte ich. »Und Ihnen?«

Über dem kantigen Polizistenschädel standen die weißblonden Härchen stramm. Sorgwitz schien neuerdings im Fitnessstudio zu wohnen; sein breites Kreuz war noch breiter geworden und reichte von Türpfosten zu Türpfosten. Eine Wand aus Muskelmasse. »Sie!«, knirschte er und nahm den Zeigefinger zu Hilfe, um mich aus seiner Gegenwart und am besten gleich aus der ganzen Welt hinweg zu fuchteln.

»Ihr Chef«, sagte ich.

»Was?«

»Sie haben gefragt, wer mich gerufen hat. Das war Ihr Chef. Von alleine wäre ich nicht auf den Gedanken gekommen, hier aufzutauchen.«

Sorgwitz ließ ein ungläubiges Lachen hören. Dann drehte er sich um und lachte nicht mehr. Hinter ihm stand Kommissar Fischer, sein gelbgesichtiger Vorgesetzter, und machte nichts weiter als eine kleine, nachlässige Bewegung mit der Hand. Schwupps. Ich meine, das muss man sich mal vorstellen: Da wedelte dieser alte, dauerherzinfarktgefährdete Mann einmal kurz mit seinen Nikotinfingern, und Modellathlet Sorgwitz hüpfte brav zur Seite. Zum Piepen, eigentlich.

Aber niemand piepte.

Wortlos betrat ich das Haus, ignorierte das Schnaufen des Blondens und folgte seinem ebenfalls schweigsamen Chef. Fischer sah noch kränker, noch eingefallener und kurzatmiger aus als früher, aber bei ihm wusste man nie, ob das Tagesform oder Dauerzustand war. Von der Diele aus führte

eine steile Holzterasse ins obere Stockwerk. Der Kommissar, eine Hand am Geländer, stiefelte voran, ich hinterher. Oben tummelte sich eine ganze Menge Leute, alle in Plastikmontur inklusive Häubchen und Visier. Die Aufmachung rief geradezu nach einem schlechten Witz über eine neue pandemische Lage, aber schlechte Witze waren in den vergangenen Jahren zu viele gemacht worden. Außerdem hatte mich Kommissar Fischer am Handy über die Ursache des Mummenschlages aufgeklärt.

Am Eingang zu einem Zimmer blieb er stehen. Ich mit ihm. Jemand reichte uns Überzieher für die Schuhe und Hauben für den Kopf. Brav zogen wir beides an.

Drinnen wurde gearbeitet. Fotografiert, gesichtet, auf Laptops herumgetippt, in Diktiergeräte gesprochen. Das Licht starker Scheinwerfer zielte auf ein seitlich stehendes Bett. Plastikstoffe raschelten ohne Unterlass. In meiner Hosentasche brummte mein Handy. Ich ignorierte es.

»Lange nicht gesehen«, brummte der Kommissar.

»Sie haben sich gar nicht verändert«, antwortete ich.

Er lachte unfroh.

Schon versickerte unser Gespräch wieder. Ich gähnte. Anstatt im Bett zu liegen, wie es sich um diese Uhrzeit gehörte, stand ich im Obergeschoss eines abgelegenen Hauses, umgeben von Regalen voller Bücher, und wartete. Was mir nicht gut tat. Besonders meinen Gedanken nicht. Ich merkte, wie sie in Gegensatzpaare zerfielen: Schlaf und Wachen. Leben und Tod. Das grelle Licht hier drinnen, draußen die Dunkelheit. Unser gemeinsames Warten, während im Zimmer Betriebsamkeit herrschte. Und dann die Hoffnung, die vergebliche Hoffnung, dass die Welt anders sein könnte, als sie war.

»Es gab einen anonymen Anruf«, sagte Fischer. »Jemand hat einen Schuss gehört.«

Ich reagierte nicht.

»Alles klar mit Ihnen?«

»Alles bestens, Herr Kommissar. Jammern ist so was von gestern.«

Endlich kam einer der Plastikmenschen aus dem Zimmer und nickte dem Kommissar zu. Fischer trat ein, blieb aber schon nach wenigen Schritten stehen und winkte mich heran.

»Näher nicht«, murmelte er, als ich neben ihm stand.

Nein, näher nicht. Warum auch, man sah ja, was passiert war. Der Mann, der einmal der Schriftsteller Robert Usedom gewesen war, lag zusammengekrümmt auf dem Bett, einen Arm unter dem Körper, den anderen über die Matratze ins Leere ragend. In seiner Schläfe klaffte ein Loch, die grauen Locken waren blutverschmiert, Decke und Kissen ebenfalls. Seine Augen standen offen.

Ich sah ihn an und dachte nichts. Gar nichts. Nicht mal so Sachen wie: armer Teufel. Einsamer Tod. Alles geht zu Ende. Nein, ich stand einfach da, starrte auf die Leiche und machte Pause vom Dasein. Wusste ja, dass ich jederzeit wieder zurückkonnte. Im Gegensatz zu Usedom.

Fischer schwieg ebenfalls. Stumm ließen wir unsere Blicke über den Toten gleiten, über die geschäftigen Kriminaltechniker, die Gegenstände im Raum. Usedom trug Hemd und Hose, aber seine Füße waren nackt. Vor dem Bett lag ein kleiner Flickenteppich, halb zerknüllt. Daneben ein Korbsessel mit Fransendecke, ein Nachttisch mit Lampe und einigen Büchern, auf der gegenüberliegenden Zimmerseite ein abgebeizter Kleiderschrank. Über dem Bett zwei Plakate, also keine gerahmten Bilder, sondern Papier, mit Reißzwecken an die Wand gepinnt: Che Guevara und Dürers Selbstbildnis als Jesus mit den Goldlocken. Das nannte ich mal eine haarige Kombination!

Irgendwie musste ich zu laut aus- oder eingatmet haben, denn Kommissar Fischer sah mich von der Seite an und brummte: »Alles in Ordnung?«